

XII.

Die Qualität der Pastoren und Lehrer in den Herzogtümern Liegnitz, Brieg und Wohlau in der Zeit von 1648—1675

auf Grund der Akten der Kirchenvisitationen von 1651, 1654
und 1655, 1656 und 1657 und 1674.

Zunächst einiges über die Gründe für die Wahl dieses
Themas:

In seiner Schrift: „Die Generalkirchenvisitationen der
evangelischen Kirchen und Schulen im Fürstentum Liegnitz
in den Jahren 1654, 1655 und 1674 (Berlin, 1854, Verlag
von Wilhelm Herz)“ hat der verstorbene Pastor (spätere
Superintendent) Matzke in Wangten, Kreis Liegnitz, ein
außerordentlich scharfes Urteil über die Zustände der da-
maligen lutherischen Kirche und derer, die dafür mit am
meisten verantwortlich sind, der Pastoren und Lehrer, ge-
fällt. Er beruft sich für sein Urteil auf die Visitations-
protokolle selbst, und das scheint schwerwiegend, daß er
sich auf sie glaubt berufen zu können. Da Matzkes Schrift
jedem zugänglich ist, sei zum Beweise, daß er so scharf
urteilt, nur eins genannt: Er führt das Schlußprotokoll
der Visitation von 1674 wörtlich an und macht sich dessen
Urteil zu eigen. Es lautet im 6. und 7. Punkte, die speziell
über die Pastoren sprechen:

„Daß viele Geistliche keinen rechten theologischen Eifer
haben, wollen niemand erzürnen, sind fahrlässig im Amte,
lassen leicht eine Buß- oder Feiertagspredigt überhin
gehen, admittieren studiosos ohne Unterschied und aus
bloßer Faulheit in Hauptfesten, da sie selbst gesundheits-
halber wohl predigen könnten.

Daß sie selbst Pastores kein gutes Exempel geben des
Worts, das sie predigen, sind Trunkenbolde, Sabbats-
brecher, liederliche, ungeistliche Leute, zeugen mit ihrem
eigenen Leben, als wenn am Eifer des rechten Christen-
tums nicht viel gelegen wäre.“

Nun ist klare Erkenntnis und strenge Kritik des Zustandes unserer Kirche und ihrer Amtsträger in der Vergangenheit und in der Gegenwart unser gutes Recht und unsere Pflicht. Der katholischen Kirche fehlte solche Kritik 1517, darum kam es zur Kirchenspaltung. Aber die Kritik muß eben die Tatsachen auf ihrer Seite haben. An irrender Kritik, irrend teils aus Bosheit, teils aus Eifer im Unverstand hat es unserer Kirche niemals gefehlt. Ziebiger deutet z. B. im Eingange seines Werkes: „Das in Schlesien gewalthätig eingerissene Luthertum, Breslau, 1713,“ an, daß Luther nicht aus Wahrhaftigkeit gegen den Ablass aufgetreten sei, sondern aus Neid darüber, daß nicht er, sondern Tezel den Vertrieb des Ablasses erhalten habe. (Wieviel reifer ist doch in der Gegenwart bei vielen Vertretern der katholischen Kirche das Urteil über Luther geworden!) Soffner (Geschichte der Reformation in Schlesien, Breslau 1887) möchte die schlesische Reformation gern so darstellen, als ob Schlesien unter dem Zwange der Fürsten, und nicht aus sich selbst heraus evangelisch geworden wäre, und als ob diese Fürsten es hauptsächlich nur auf die Kirchengüter abgesehen hätten und nicht selbst ehrlich von dem Neuen überzeugt waren. Ebenso sehen die Anhänger der Sekten, z. B. der Schwenkfelder, unsere Kirche in einem Zerrspiegel.

Sehen andere sie verzerrt, so werden umsomehr wir die Pflicht zu einem objektiven Sehen haben. Sonst ist unser Urteil Wasser auf die Mühlen unserer Gegner.

Und ein solches gerechtes Urteil scheint mir besonders Pflicht gegenüber einer Zeit und einer Pastoren- und Lehrer- generation, die blutarm war, die nichts hatte, als ihre Amtsehre. Unter den Pastoren jener Zeit begegnen uns in den Visitationsakten — (und zwar erst 1674) — nur zwei, die vermögend sind (s. S. 306), die andern sind arm, blutarm. Ihr einziger Reichtum ist ihr guter Name, ihre Amtsehre. Die sollen wir ihnen nicht nehmen, es sei denn, daß sie selber sie sich genommen haben.

Hierzu kommt, daß wir Geschichte treiben nicht aus Liebhaberei oder bloß um zu wissen, wie es früher war, sondern um angewandte Geschichte treiben zu können. Und recht Geschichte anwenden werden wir nur, wenn wir sie recht sehen. Ein falsches Sehen führt zu falschen Schlüssen und falscher Anwendung. Ein Beispiel möge das kurz erläutern:

Wir erörtern in unserer Zeit des Kirchenumbaus viel die Frage nach der Bedeutung des geistlichen Standes

für die Kirche. Brauchen wir einen studierten Pfarrerstand? Können es nicht Laienprediger ebenso gut oder besser? Würde die Geschichte zeigen, daß die Kirche früher auch ohne Pastoren bestanden, ja besser bestanden hat, als mit ihnen, dann heißt die Lehre der Geschichte: Fort mit ihnen! Zeigt sich aber, daß für Aufbau und Wiederaufbau der studierte Pastorenstand von entscheidender Bedeutung war, dann heißt die Lehre allen Zeitströmungen zum Trotz: Wir behalten diesen Stand!

Endlich darf ich sagen, daß die Wahl dieses Themas geschehen ist im Gedächtnis an den Mann, dessen wir schon am Eingang der Versammlung gedachten und heute gedenken wollen, den verstorbenen Superintendenten D. Eberlein. Ein wesentliches Stück seiner Lebensarbeit galt dem kirchlichen Lehrstande, den er religiös und darum auch theologisch auf der Höhe wissen wollte, auf der er um der Kirche willen sein soll. Eine Untersuchung über unsere Vorfahren im Amt würde ihm Freude gemacht haben, besonders dann, wenn sie das ist, was sie sein will: Eine Rechtfertigung einer zu hart beurteilten Generation, der es gewiß auch nicht an Mängeln gefehlt hat, die aber ein so hartes Urteil nicht verdient.

Das Folgende will also nicht den Beweis erbringen, daß jene Pastoren- und Lehrergeneration eine besonders hochstehende war, wohl aber den, daß das Urteil Maßes, wie das des Schlußprotokolls von 1674 zu hart, zu verallgemeinernd und darum falsch ist. Ich werde zu diesem Zwecke die Visitationsprotokolle selbst reichlich reden lassen, und zwar besonders die von 1674, da für die frühere Zeit kein so scharfer Angriff besteht und widerlegt werden muß und da die Visitationsprotokolle dieser ersten Visitationen der 50er Jahre durch die teilweise, von unserm Verein veranstaltete Drucklegung jedem leichter zugänglich sind, ich auch auf die unten genannten Arbeiten von Dr. Schimmelpfennig und Rademacher verweisen kann.

Um einen gerechten Überblick über die Lage des kirchlichen Lehrstandes für die Frage, wie wir seine Leistungen zu beurteilen haben, was für Maßstäbe wir anlegen dürfen und welche nicht, zu ermöglichen, gehe ich kurz auf die Zeitalage, wie sie sich uns nach den ersten Visitationen darstellt, ein.

Die Kirchensysteme der Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau gehörten zu den wenigen, die in Schlesien nicht schon zerschlagen worden waren, die uns also einen Blick in die Reste der schlesischen Kirche nach dem Kriege

ermöglichen. Und dieser Einblick wird uns dadurch erleichtert, daß sofort nach dem Kriege die Arbeit des Wiederaufbaues einsetzte, die ihren Niederschlag in den Visitationsprotokollen gefunden hat. Diese Visitationen fanden also statt für Brieg, umfassend die heutigen Kreise Brieg, Ohlau, Strehlen, Nimptsch und Kreuzburg, im Jahre 1651. Über sie hat Pastor Dr. Schimmelpfennig in der Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens Band 8 (1867) eine gründliche Darstellung veröffentlicht. Für Liegnitz, umfassend die heutigen Kreise Liegnitz, Goldberg, Haynau und Lüben, fanden die Visitationen 1654 und 1655 statt, und für Wohlau, umfassend die Kreise Wohlau, Steinau und Herrnsstadt, 1656 und 1657. Die Akten der beiden letzten Visitationen sind, wie schon gesagt, gedruckt und leichter zugänglich, eine leider nur kürzere Arbeit von unserem verehrten Mitgliede, Herrn Pastor Rademacher, findet sich im evangelischen Kirchenblatt für Schlesien, im Jahrgang 1917 Nr. 41—44, 46—47. Wir übersehen also damit ein Gebiet, in dem etwa 222 Pastoren und etwa ebenso viel Lehrer tätig sind. (Liegnitz 86, Brieg ca. 100, Wohlau 36 Pastoren; Liegnitz 86, Wohlau 35, Brieg ca. 100 Lehrer.) Hier fehlen die Kreuzburger, sodaß die Zahl eine schätzungsweise ist. Für Liegnitz habe ich die Zahlen von 1674 genannt.¹⁾

Das Charakteristikum der Visitationen der 50er Jahre ist die völlige Zerstörung, die der dreißigjährige Krieg hinterlassen hat, der man sich gerade durch die allerersten und dürftigsten Anfänge eines Wiederaufbaues zu entringen sucht. Vor einigen Jahren veranstaltete G. v. Wolzogen eine Ausgabe der Lebensbeschreibung Hans von Schweinichens, des Hofmarschalls des Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz. Er gab ihr das Geleitwort mit: „Allda gefielen gute Räusche“, das Wort, das in Schweinichens Tagebuch fast Tag für Tag wiederkehrt. Über diese Zeit der 50er Jahre könnte man das Wort setzen: „Die Widmut ist ganz verstrauchet.“ Immer wieder kommt es in den Visitationsprotokollen vor. Ich möchte einige Zahlen aus dem Liegnitzer Fürstentum bieten, da die Schimmelpfennigschen für das Brieger Fürstentum bekannt sein dürften. Nur das sei bemerkt, daß diese Zahlen typisch sind, nicht etwa besonders traurige Sonderfälle darstellen:

R o y n hat „2 Wirthē, 10 Mietkleute“;

¹⁾ In den Städten sind nur die Lehrer der Lateinschulen namentlich genannt, aber angegeben, daß es noch andre Schulen gibt. Die Zahl ist also vielleicht nicht ganz richtig.

Masjerwitz bei Kauße „hat sich ganz weggetan“;
 Berndorf hat „4 Bauern, 2 Gärtner, 1 Häusler, —
 das ist der ganze coetus ecclesiasticus.“

Dßig hat „von 19 noch 4 Bauern“.

In Kozenau „lebt seit 1639 kein Mensch“.

Von Steinsdorf heißt es: „Wir haben nicht fast der gleichen elenden und unrichtigen Ort gefunden, der gleichwohl bewohnet wäre.“ Ausnahmen bilden nur Langenwaldau mit 150 und Seebnitz mit 450 Bewohnern. (Wie im Strehlemer Kreise nur Prieborn mit 115 und Türpitz mit 114 Einwohnern, sonst finden wir dieselben Zahlen.)

Die Akten der Visitationen der katholischen Kirche, die etwa gleichzeitig stattfinden, nennen als Unikum nur einen Ort in Schlesien, der während des Krieges keine Soldaten gesehen hat und wie vor dem Kriege da steht.

Dementsprechend die Kinderzahlen.

An sittlichen Mängeln, gegen die die Pastoren anzukämpfen haben und ankämpfen, scheinen mir 4 im Vordergrunde zu stehen und Allgemeinut der Zeit zu sein:

1. die Verwirrung des Eigentumsbegriffs und Eigentumsvergehen. Der Krieg hatte die meisten Urkunden, die die Besitzverhältnisse sicherten, Hypothekeneinstrumente, Legate, Angaben über die Lasten der einzelnen Ritter- oder Bauerngüter, die sie der Kirche schuldeten, vernichtet. Besitzansprüche wurden nun bestritten, auch wider besseres Wissen. Die Kleinen machen es wie die Mittleren und Großen. In Rosenigk bringt ein Bauer bei der Visitation eine Kirchenglocke und behauptet, er habe sie „in einem Keller gefunden“.

2. Groß sind die sozialen Nöte. Immer wieder kehren die Klagen derer, die den Gütern Arbeit schulden, der Untertanen, daß sie nicht einmal einen Tag in der Woche für sich haben, daß sie die Kinder nicht zur Schule schicken können, da auch diese zur Gutsarbeit befohlen werden. Die Einziehung vieler wüster Bauerngüter in der menschenarmen Zeit durch die Rittergutsbesitzer (die sie dann freilich in menschenreicheren Zeiten oft nicht wieder aussetzten) und der Arbeitszwang mögen auch von ihrer segensreichen Seite angesehen werden: Diese Maßregeln bewirkten eine schnellere Bearbeitung des Bodens. Aber für die damalige Generation von Hörigen, für den Fortschritt der Bildung waren sie hinderlich, und Fürsten und Pastoren arbeiteten gemeinsam gegen diese Ausnutzung der Menschenkraft.

3. Trotz der Armut finden sich reichlich Klagen über Genußsucht und Völlerei, die die Armut verlängern.

Tausen, Hochzeiten, Kirmes und Jahrmarkt geben besondere Gelegenheiten dazu. Vielsach sind die Gaststätten auch „unter der Predigt“ besucht. Glücksspiele um Geld und Brot finden statt. Das Gesinde macht es wie die Herrschaften.

4. Weit verbreitet ist das Bettelwesen. Der Mendikant besucht auch ohne Grund zur Bettelei, auch ohne behördlichen Ausweis die Kirchthüren, manchmal mehrere Kirchen an einem Tage.

Auffällig ist, daß einzelne Roheitsdelikte, abgesehen von der rohen Art der Genußsucht, und Schlägereien dabei verhältnismäßig selten hervortreten.

Die Gravamina, die die Patrone, Pastoren, Lehrer oder ernstern Gemeindeglieder vorbringen, zeigen, daß sie das alles als Unrecht empfanden.

In diese Zeit waren unsere Vorfahren im Amt hineingestellt. Es hieß selbst Bauer werden oder verhungern, da der Bauer selbst nicht mehr lebte, oder wo er da war, nichts hatte, um seine Pflichten zu erfüllen. In Saamitz kostet ein Gut, das vor dem Kriege 2000 Taler gebracht hat, 50 Taler, in Wangten eine Hube 4 Mk. Es hieß die niedergebrannten Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen erst einmal wieder aufbauen, die alten Rechte wieder erkämpfen. Bei der Wohlauer Visitation, also fast 10 Jahre nach dem Friedensschluß, fehlt von 34 Kirchen noch eine, aber 4 sind völlig neu gebaut, also 5 abgebrannt. Von den 4 im Kriege abgebrannten Pfarrhäusern ist erst eins in bescheidensten Verhältnissen wiedererbaut, 3 überhaupt noch nicht erbaut. Die andern, ob Kirchen, Pfarrhäuser, Schulen, mit wenigen Ausnahmen, sind „schlecht und geringe“, „sehr eingegangen“, „ganz haufällig“. Heute würden die meisten baupolizeilich geschlossen werden. Bergegenwärtigen wir uns für die ab und zu erwähnten Klagen über das Einkommen, was z. B. von Rüstern 1654 berichtet wird: Dem Pastor restieren 190 Thaler Silberzins (Zinsen von Legaten) und 88 Scheffel Korn und 87 Scheffel Hafer. Wie klein sind unsere Nöte, verglichen mit denen jener Pastoren- und Lehrer- generation! Manche waren jahrelang im Exil gewesen, ehe sie wieder eine Anstellung fanden. Wieviel Kraft wurde dem Amte durch die Notwendigkeit, das Leben selbst zu erhalten, entzogen! Der Pastor von Steinsdorf berichtet, „daß er mit seinem Gesinde von seiner Widmut 400—500 Bäume ausgerodet habe“, ehe er an ein notdürftiges Bestellen eines Teiles derselben gehen konnte.

Dieses verarmte Geschlecht sollte nun ein ebenso verarmtes, zum Teil verwildertes erziehen, willig machen,

zum Neubau der äußeren Bauten, ohne die nun einmal sittliches Leben nicht bestehen kann, Kirche, Schule, Pfarrhaus, Küsterhaus. Sollte es zur alten Sittlichkeit empor führen, sollte den Ausgleich schaffen zwischen wirtschaftlicher Not, die harte Arbeit forderte, und berechtigten sozialen Forderungen.

Darf ich gleich hier die wirtschaftliche Lage der Pastoren und Lehrer gleich nach der Kriegszeit mit der des Geschlechtes von 1674 vergleichen, so findet man da einen gewissen Fortschritt. Die Pfarrhäuser haben gewöhnlich nun 1—2 brauchbare Stuben. Nur 6mal heißt es: „Die Widmunt ist zum Teil verstrauchet.“ Die Gehaltseinkünfte sind auch etwas besser, die alten Rechte zum Teil festgestellt und mindestens auf dem Papier zurückerstritten.

Aber nun sollten eben die Visitationen von 1674 feststellen, was in der Zwischenzeit erreicht oder ins Stocken gekommen war. Die Visitationsordnung lehnt sich eng an die der 50er Jahre an. Die Visitatoren sollen und wollen sehen, selbst die Schäden sehen, sowohl die wirtschaftlichen der Kirchenbeamten und der Gemeinden, wie die baulichen der Gebäude, die zur Pflege des Heiligen nötig sind, und vor allem die sittlichen Schäden der Pastoren, der Lehrer, der Gemeinden, der Kirchenpatronate. Die Kommissare besichtigen also die Gebäude, sie bemängeln es, wenn das Pfarrhaus kein Amtszimmer (*musaeum*) hat und fordern Abhilfe, ohne einen solchen Raum ist eine geordnete Wirksamkeit des Pastors unmöglich. Sie fragen nach dem Alter des Pastors, nach Ort und Dauer des Studiums, fragen, wie lange er im Amte ist, sehen sich seine Bibliothek an (mehrfach hören wir, daß sie verbrannt ist), revidieren seine Predigten. Offenbar begnügen sie sich nicht bloß mit der einen gelegentlich der Visitation gehaltenen. Sie fragen nach noch erhaltenen Kirchenbüchern, ordnen Neuanlegung an. Sie fragen nach der Zahl der Getauften und Getrauten, der Kommunikanten, der in Kirchenzucht stehenden, sie fragen, wer predigt, ob der Pastor selbst oder von ihm eigenmächtig angenommene Kandidaten, die vielleicht noch nicht einmal ordiniert sind, sie fragen, ob der Pastor die Feste ordnungsmäßig feiert, sie auf andere Tage verlegt oder gar ausfallen läßt, fragen nach den Agenden, die gebraucht werden, nach der Katechismuslehre, wie lange und wann sie stattfindet, fragen die Gemeinden nach Leben und Wandel des Pastors, ob er seinen Acker selbst bewirtschaftet, ob er aushäufig ist (vergl. die Lebensbeschreibung von Kausch, Korrespondenzblatt des Vereins, Bd. III,

Jahrgang 1887), in der es auffällt, wieviel das damalige Pastorengeschlecht, freilich meist amtlich, unterwegs war. Unsere konferenz- und freizeitenreiche Zeit ist der alten ähnlich und vielleicht reißt auch heute manche Person und Predigt aus Mangel an Stille nur dürftig aus. Sie fragen, ob er sich in Dorfgasthäusern sehen läßt, ob er friedfertig oder streitsüchtig ist, ob er auf die zeitliche Nahrung zu bedacht ist, ob er sein Strafamt nicht zu strenge oder zu milde ausübt, ob er die Kranken besucht. Sie fragen nach seinem Familienleben und dem Auftreten der Seinen.

Eine große Zahl von Fragen und manche peinlich, besonders da sie zum Teil von dem Patronat und der Gemeinde eingefordert wurden, während der Pastor abtreten mußte. Aber hinter allen Fragen und der Art, daß eben so gefragt wurde, sehen wir den ernstesten Willen, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, und dann, wenn es not war, zu bessern. Die Visitatoren wollten keine Potemkinschen Dörfer sehen.

Entsprechend lauten die Fragen betreffend den Lehrer, die Fragen an ihn und über ihn, nach Alter usw., nach seinen wissenschaftlichen und moralischen Fähigkeiten, nach seiner Pünktlichkeit im Schulehalten, nach seinem Reisen ohne Wissen seines damaligen Vorgesetzten, des Pastors, nach der Art, wie er straft.

Umgekehrt werden nun auch die Kirchenbeamten über Patronat und Gemeinde befragt, ob sie die Gebäude erhalten, ob sie die Gottesdienste besuchen, ob sich Genußsucht breit macht, z. B. in der Überschreitung der auf 4 festgesetzten Zahl der Paten. Es wird gefragt nach besonders räumigen Schäflein in der Herde, nach Andersgläubigen, von denen zum Teil der Besuch der evangelischen Kirche verlangt worden sein muß. Sie fragen nach dem Schulbesuch, ob er aus Trägheit oder Not der Eltern oder Heranziehung der Kinder zur Gutsarbeit unterbleibt, fragen nach einem Mißbrauch der Arbeitskraft der Gutsuntertanen usw. —

Wir sehen: Die Urheber der Visitationen und die Visitatoren hatten eine genaue Kenntniss der tatsächlichen oder damals möglichen Nöte und Schäden der Kirche und Schule. Man hat den Eindruck, daß sie das während der Visitation wahr machten, was ihnen eingebunden war, daß sie „sine ira et studio“ zu visitieren hätten.

Man könnte die Frage aufwerfen, wieweit man schon aus der Anweisung, wonach sie zu fragen hatten, auf tatsächliche Mißstände schließen kann, aber solche Schlüsse von

den Fragen auf die Wirklichkeit sind doch nur zum Teil erlaubt. Besser ist es, und wir sind ja dazu in der Lage, durch die Antworten der Befragten und die Feststellungen der Visitatoren die Wirklichkeit selbst zu sehen.

Noch ein anderes sei zur Beurteilung dieser Pastoren- und Lehrer-Generation erwähnt und erwägt. Nicht immer mag ein Gemeindetadel einen wirklichen Tadel bedeuten. Wieviel wurde Stöcker, der der Kirche unserer Zeit die sozialen Forderungen ins Gewissen schob, zu seinen Lebzeiten getadelt, und mancher seiner Gegner bekam Lob. So wird heute, um kleinere Dinge zum Verständnis heranzuziehen — aber wir haben es ja in diesen alten Visitationen auch meist mit Lob und Tadel von Dorfgemeinden zu tun —, mancher Pastor, der die Pächterträge nicht scharf anspricht, von seiner Gemeinde gelobt und der, der im Bewußtsein der Leistungsfähigkeit der Pächter und der Not der Kirche strengere Saiten aufzieht, wird getadelt; und in Wirklichkeit verdienen die Getadelten Lob, die Gelobten Tadel. Aber es darf gesagt werden, daß man für jene Zeit nicht den Eindruck hat, daß das Lob eigentlich ein Tadel, und ein Tadel eigentlich ein Lob ist.

Und welches ist nun das Bild, das wir, nachdem ich das zur Orientierung für eine gerechte Beurteilung unserer Vorfahren im Amt vorausgeschickt habe, aus den Visitationsprotokollen erhalten? Für die erste Zeit, die der 50er Jahre, kann ich mich etwas kürzer fassen, da gegen diese Generation kein Tadel von solcher Schwere vorliegt, der geprüft und eventuell widerlegt werden müßte. Den Hauptnachdruck der Beweisführung möchte ich auf die spätere Zeit verlegen. In dieser ersten finden wir nur einen, der überhaupt nicht studiert hat (Propsthain), nur von einem einzigen heißt es, daß er „auf die zeitliche Nahrung allzu sehr beflissen sei und den Dezem bisweilen auf offener Kanzel einfordere, zwar insgemein, ohne Namensnennung, jedoch fast (sehr) empfindlich und zornig mahne.“ Im übrigen wird auch dieser gelobt. Ein anderer „scheinet etwas militari ingenio“. Er hat vielleicht nach dreißig Kriegsjahren den Regimentspfarrer nicht so schnell ausziehen können. Die Gemeinde ist auch mit ihm zufrieden. Ein vierter wird getadelt, daß er zu lange predigt. Auch dies ist ja schließlich kein ehrenrühriger Tadel. Ein fünfter ist zu streng im Strafamt. Die Grenze war nach den Vorstellungen der damaligen Zeit über das Strafrecht von der Kanzel aus nicht ganz leicht zu finden. Nur in einem Fall heißt es (Petschkendorf): „scheinet mit ihm in allem

übel bestellt zu sein“. Aber nicht ein einziges Mal finde ich einen Tadel wegen Trunkes oder gar Ehebruches. Ich darf das schon hier erwähnen, weil ich am Schluß einen kurzen Vergleich mit den Angaben der katholischen Visitationen ziehen will.

Von sehr vielen Pastoren dagegen heißt es etwa so: „Treu und fleißig im Amt, friedfertig, bescheiden, nüchtern und auf die zeitliche Nahrung nicht sonderlich bedacht“, „gaben beide (Patronat und Gemeinde) dem Pastor „gutes Lob“, „scheinet ein feiner, gelehrter und ernster Mann zu sein“.

Von den 86 Pastoren des Liegnitzer Fürstentums werden in der ersten Visitation 18 = 21 % mit besonderem Lob der angeführten Art bedacht. Hier wird man also, wenn man Zahl und Gründe des Tadels ansieht und sie mit der Zahl der Gelobten und der Art des Lobes vergleicht, nicht von besonderen und allgemeinen Mißständen reden können.

Ähnlich steht es bei den Lehrern. Hier spielt die Neigung zum Trunk eine etwas größere Rolle. Einer entschuldigt sich, als die Visitatoren diesen seinen Fehler zur Sprache bringen, mit der Behauptung, das wäre in seinem Stande allgemein so. Die Visitatoren nennen das mit Recht eine seltsame Entschuldigung. Die Trunksucht war auch nicht so allgemein, wie es der Beschuldigte angibt. Freilich lag für den damaligen Lehrerstand, dem man, um ihn gehaltlich aufzubessern, damals in seltsamer Verkennung seiner Aufgaben zugleich das Gastwirtsgewerbe gegeben hatte, nahe, nach der Seite des Trunkes hin, des Guten zu viel zu tun. Aber diesen Mißgriff in der Bejoldung, der manches entschuldigt, hebt Mazke als Milderungsgrund selbst hervor. Noch andere Umstände führten dazu, daß die Schule und der Lehrerstand jener Zeit nicht ganz auf der Höhe war: Die ärmliche Bejoldung, die den Lehrer zur Landwirtschaft oder zu einem Handwerk zwang, wir finden Hirten, Fleischer, Schneider usw., die Heranziehung der Kinder zur Arbeit von Seiten armer Eltern oder zur Gutsarbeit, wobei die Visitatoren auch den Notstand anerkennen müssen, die Tatsache, daß neben Eltern, die den Willen, aber nicht die Möglichkeit zur Bildung der Kinder haben, andere Eltern stehen, die mit dem geringsten Wissen zufrieden sind — in Goldberg, der Stadt Trozen-dorfs, erklären die Eltern, daß es genug sei, wenn ihre Kinder einen Brief lesen oder schreiben könnten, Latein usw. brauchten sie nicht —. Da wurde mancher Lehrer

müde. Aber die Akten beweisen auch, daß es neben un-tüchtigen tüchtige Lehrer gab. Auch über die Vertreter des Lehrerstandes wird häufig Lob von Gemeinden, Patronat, Pastoren oder Visitatoren ausgesprochen. Der von Ronjchwitz erhält „gutes Lob, sonderlich wegen der Schul- und Kinderzucht“. Der von Harpersdorf „hat bei Herrschaft und jedermänniglich ein gutes Zeugnis, hält fleißig Schul“. Der von Mertschütz ist „ein fein eingezogener Mann, gutt Schreiber und Arithmeticus, fleißig bei den Kindern, deren er in die vierzig beisammen hat“. Von 36 Lehrern des Wohlauer Herzogtums bekommen 12 ein besonderes den angeführten Beispielen ähnliches Lob, also 33%. 14 werden als brauchbar bezeichnet.

So glaube ich für die Zeit von 1648 bis 1657 genügend gezeigt zu haben, daß wir für sie nicht mit einem besonders minderwertigen Pastoren- und Lehrer-geschlechte zu rechnen haben. Wir dürfen an eine Zeit nach einem dreißigjährigen Kriege nicht die Maßstäbe unserer Zeit anlegen. Allgemeine Erwägungen bestätigen das, z. B. der Hinweis darauf, daß mit einer so minderwertigen Führerschaft, wie Maßke sie annimmt, die evangelische Kirche nicht dem Ansturm der Gegenreformation gewachsen gewesen wäre, ferner, daß wir einige besonders bedeutende Männer in dieser Zeit in der schlesischen Kirche haben, die doch auf ihren Stand nicht ohne Einfluß gewesen sein können. Aber diese Visitationssakten stellen uns auf einen sichereren Boden als den der allgemeinen Erwägungen und Rückschlüsse aus Geschichtstatsachen, so wertvoll diese auch sind. Und wir brauchen, wie gesagt, solche konkrete Tatsachen nicht zu scheuen.

Aber nun gilt Maßkes Urteil, wenn er es auch für die ganze Zeit ausspricht, doch insbesondere dem Geschlechte von 1674, denn diese Visitationssakten finden in seiner Schrift für das Bild, das er entwirft, besondere Beachtung und Bewertung. Und ihr Schlußprotokoll führt er wörtlich an. So wird sich auch die Gegenbeweisführung hauptsächlich mit den Akten von 1674 zu befassen haben und diese für die Entkräftung des Urteils Maßkes zugrunde legen.

Ich wende mich also zu diesen und beginne mit den Lehrern, die bei Maßke fast noch besser wegkommen als die Pastoren. Von den für die Schule und den Lehrerstand in der Zeitlage bestehenden Hindernissen habe ich schon gesprochen. Das Gesagte gilt in etwas gemilderter Form auch für 1674. Hier also nur noch, aber ausführlich, von

ihren tatsächlichen persönlichen Qualitäten. Wir übersehen zunächst die, die getadelt werden.

Von dem Waldauer heißt es: „Ist unfleißig in der Lehr, versiehet die Kinder nicht selbst, schreibt ihnen selten für, ist ein Säuser, schafft ihnen (sich und seiner Frau) und den Kindern (seinen eigenen) nichts an den Hals, hat dazu ein papistisch Weib, die in die Kirche nicht geht, lebet mit dem Manne in lauter Unfrieden . . . hole manche Gabe (Deputat) zweimal, fordere, trotz Ablösung, Korn- und Wettergaben.“

Vom Koiskauer hören wir: „Ein nichts werter Mann, über welchen Pfarrer und Herrschaften klagen.

- 1.) weil er mit seinem Weibe täglich schlage,
- 2.) in Schulsachen nachlässig sei, gehet dem Handwerk und dem Ackerbau nach,
- 3.) verreise ohne des Herrn Pfarrers Vorwissen und Erlaubnis,
- 4.) besuche den Kretscham fleißig und raufe, wie er getan Dominica 17. p. Trin. zu Musche mit einem Poselwitzer Bauern, darüber er auch in Stock gekommen und 14 Tage hernach davon noch ein blaues Auge gehabt,
- 5.) Fülle sich bei adlichen Kindtaufen und Begräbnissen also an, daß er darüber zu Boden falle,
- 6.) Lasse die Currenten liegen, . . .
- 7.) Lasse die Kühe auf dem Kirchhof,
- 8.) Singe in der Kirche was er wolle und dependiere nicht vom Pfarrer.

Herrschafft hat deswegen Kirchschullehrer etliche Male bestraft und mit Remotion bedräuet.“

Der Nikolstadter „hat das Lob von gern trinken.“

Über den Koitzer berichten die Visitatoren: „ob Pfarrer seinem Fleiß nichts auszuweisen hat, beklagen doch die Einwohner seinen Unfleiß.“

Der Seifersdorfer „kann nicht wohl schreiben, nichts rechnen.“

Bei dem Harpersdorfer ist „mehr Einbildung als Tat zu spüren.“

Der Adelsdorfer ist „faul“.

Die Lübener klagen,

- 1.) „daß ihr Lehrer schlechte Disziplin hat,
- 2.) Sie hörten nicht lateinisch reden (die Kinder),
- 3.) In den Gottesdiensten herrscht Unruhe trotz Aufsicht,
- 4.) Nach Schulversäumnissen werde nicht gefragt.“

Die Rechtfertigung des Lehrers, als ihm die Visitatoren die Klagen der Eltern vorhalten, lautet: „Die Eltern verzärteln ihre Kinder, nehmen sie schon mit 10, 11, 12 Jahren aus der Schule.“

Man hat den Eindruck, daß die Visitatoren, wenn sie diese Antwort auch zu Protokoll nehmen und damit zeigen, daß sie ihnen ein Körnchen Wahrheit zu enthalten scheint, doch nicht alles damit entschuldigt sein lassen. Bei der Kürze der Zeit, die die Visitatoren für die einzelnen Gemeinden hatten, mag hier und da eine genaue Untersuchung in Fällen, wo das Recht nicht ganz klar war, unmöglich gewesen sein.

Das Protokoll über Braunau berichtet: „Und war sie, die Herrschaft, mit gedachtem (Lehrer) auch nicht zufrieden, maßen sie ihm schon angesagt haben, daß er ehestens würde räumen müssen.“

Bezeichnend ist die Beschwerde des Seehüßers: „Er komme sehr zu kurz, daß er nicht mehr Branntwein schenken, oder desselben Urbar vermitteln darf.“ Er fordert Entschädigung.

Diese letzte Bemerkung möge zeigen, wie viele Mängel, auch persönliche, in den Verhältnissen begründet waren, z. B. die Versuchung zum Trunk, aber gewiß nicht alle.

Wir finden im ganzen 12, über die ein Tadel ausgesprochen wird, dies sind von den Lehrern nicht ganz 14 %.

Ich bemerke dazu, daß die wissenschaftlichen Anforderungen sehr bescheiden waren. An den Pfarrerstand wurden, und mit Recht, ganz andere Anforderungen gestellt, nach ihm wurde viel ausführlicher in den Akten gefragt.

Über 48 wird nichts besonderes gesagt, wir hören weder Lob noch Tadel oder (bei 25) nur die Angaben ihrer Namen, ihres Dienstalters usw. Man wird also annehmen können, daß man mit ihnen zufrieden war. Über 26 andere aber hören wir ein direktes Lob einer oder mehrerer Instanzen, etwa folgender Art:

Der Rothkircher „würde auch wohl zur Kinderlehre dienen, hat aber keine Kinder.“ (So groß ist also gelegentlich noch 1674 die Not und darum der Mangel an Kindern überhaupt oder die Möglichkeit, sie in die Schule zu schicken. Meist wird ja nur im Winter unterrichtet.)

Der Hochkircher „weiß den Kindern wohl vorzusehen“.

Der Kroitjcher „ist tüchtig zur Lehr, hält Schul das ganze Jahr“.

Der Neudorfer „wäre lehrtüchtig, wenn nur Schüler da wären“.

Mit dem Großtinzler sind die Visitatoren zufrieden. Er lehrt „beten, lesen, schreiben, Katechismus, wiewohl sein Schreiben nur geringe“.

Der von Campern wird gerühmt, „daß er tüchtig zur Schul sei“.

Der Panthe Bauer ist besonders „musikalisch“.

Von 26 Lehrern, also von 30 % lesen wir so, daß ihnen die Visitatoren oder das Patronat oder die Gemeinde oder die Pastoren Lob aussprechen.

Fassen wir zusammen, so ist klar, daß, wenn von 86 Lehrern nur 12 getadelt werden, wobei mindestens einiges von den persönlichen Mängeln auf die Verhältnisse kommt, wir über 48 nichts tadelnswertes hören und über andere 26 ein direktes Lob ausgesprochen wird, man nicht von einem allgemein unwürdigen und wertlosen Lehrerstande sprechen kann.

Und nun also zum Pfarrerstande, bei dem wir uns als Standesgenossen vielleicht am meisten in Versuchung fühlen könnten, schön zu färben, bei dem wir aber andererseits auch, wenn wir Standesgenossen sind, das Recht haben, objektiv zu sein und die Wirklichkeit nicht schwärzer zu malen, als sie war.

Zunächst einiges über die Universitäten, auf denen unsere Vorfahren im Amt studiert haben, wobei ich bemerke, daß eine große Zahl an mehreren Universitäten studiert hat. Wittenberg steht mit 44 weit an erster Stelle, etwa so, daß die Hälfte aller damaligen schlesischen Pastoren ganz oder teilweise in Wittenberg studiert hat, dann folgt Leipzig mit 17, an dritter Stelle Frankfurt mit 14, Jena und Königsberg mit je 7, Rostock mit 3, Straßburg mit 2 und Greifswald mit 1. Nur einer, der schon in den Visitationsakten von 1654/55 vorkommt und dort nicht unvorteilhaft abschneidet, hat überhaupt nicht studiert.

Heute hat ein großer Teil der schlesischen Pastoren seine theologische Bildung nur an der Universität Breslau geholt, aber das Beispiel von Superintendent D. Eberlein, der auch nur in Breslau studiert hat, zeigt, daß es, überhaupt bei der Gleichwertigkeit der Lehrkräfte an unseren Provinzuniversitäten nicht nötig ist, weit in die Ferne zu schweifen, daß das Gute nahe liegt und nur ergriffen werden muß, aber das muß es freilich. Freilich soll nicht gelegnet werden, daß der Blick in das Leben einer anderen

Provinz, eines anderen Volksstammes, auch von Wert ist. In dieser Beziehung hatten unsere Amtsvorgänger einen Vorteil.

Weiter zur Dauer des Studiums, die ja auch nicht unwichtig ist für einen geeigneten Lehrstand. Wir verhandeln jetzt viel über eine Heraussetzung der theologischen Pflichtsemester.

Es haben studiert	Jahre
1 (Probsthain)	0 (wie Visit. 1654)
5	1
4 über	1
7	2
10 über	2
21	3
2 über	3
8	4
7	5
2	6

Bei einigen fehlt die Zeitangabe. Die mittlere Zeit beträgt also 3 Jahre. So lange haben 21 studiert, 27 weniger lange und 19 länger. Nun bedeutet die Zahl der Jahre des Studiums freilich nicht nichts, aber auch nicht alles, sodaß die, die unter 3 Jahre studiert haben, die schlechtesten, die, die darüber studiert haben, die besten sein müßten. Wieviel besonderer Fleiß, wieviel besondere Trägheit oder wieviel besondere Not spricht vielleicht aus den Zahlen, die eine lange Studienzzeit angeben, und ebenso wieviel eiserne Strebamkeit oder umgekehrt dreiste Oberflächlichkeit oder wiederum wieviel Not aus den Zahlen, die eine kurze Studienzzeit angeben! Pflichtsemester in unserem Sinne gab es damals noch nicht. Fühlte sich ein Student eher reif zur Prüfung, so konnte er sich melden. Mancher Kirchenpatron — damals hatten sie mehr Macht als heute — berief einen, der noch kein Examen gemacht hatte, dann war es schwer, ihn durchfallen zu lassen. Auch heute haben wir den einen oder anderen, der gar nicht studiert hat, im Pfarramt, und er macht seine Sache nicht schlecht. Es gibt auch heute Autodidacten. Aber deswegen werden wir das Nichtstudium nicht zur Regel machen wollen. Die Not-examina der Kriegszeit lehren eben doch zu deutlich, daß wir im ganzen auf Studium und ein gewisses Zeitmaß eines geordneten Studienganges nicht verzichten können. Wir sehen nun für die damalige Zeit, daß Lob und Tadel nicht so verteilt sind, daß die, die weniger als 3 Jahre studiert haben, nur Tadel erhalten, die, die länger studiert

haben, dagegen Lob oder gar das meiste Lob, sondern es geht durcheinander. Sowohl solche, die kürzere Zeit studiert haben, erhalten Lob und Tadel, und ebenso solche, die längere Zeit studiert haben. (Vergl. die oben angeführten möglichen Gründe für höhere oder niedrigere Studienzeiten.)

Von dem Rothkircher, der 2½ Jahr studiert hat, heißt es: „seine Bibliothek ist geringe, ihm aber nicht allzu bekannt.“

Von dem Roiskauer, der 2 Jahre studierte, „ein Mann mäßiger Crudition, guten moribus, hat seine autores in seiner Bibliothek, die er nach seinem Zeugnis fleißig liest, hat gute Register, stehet mit Herrschaften und Zuhörern in gutem Vernehmen.“

Der Gugelwitzer hat auch nur 2 Jahre studiert, und doch heißt es von ihm: „Und haben wir fast an keinem Orte alles und jedes so gar richtig gefunden, daß Pastor wohl würdig wäre, mit größerer Promotion bedacht zu werden.“

Ebenso finden wir auch Lob, wo der Pastor über drei Jahre studiert hat, sodaß es nicht immer Faulheit gewesen sein kann, die ihn damals in der Notzeit länger studieren ließ.

Der Hochkircher, der über 3 Jahre studiert hat, „ist ein gelehrter, frommer, fleißiger Mann, wider welchen weder Herrschaft noch Gemeinde etwas einzuwenden haben, wünschen, daß er lange lebe.“

Ähnlich heißt es von Kroitsch, Neudorf u. Royu.

Der Pettschkendorfer hingegen, der auch über 3 Jahre studiert hat, nämlich 5, bekommt das Zeugnis, „daß es überall mit ihm schlecht bestellt war“. (Vergl. 1654, wo er auch schon im Amte ist.)

Doch ist hier zu bemerken, daß der Tadel nicht von allen Instanzen ausgesprochen wird. Es heißt, nachdem die Visitatoren ihr Urteil über ihn abgegeben haben: „Collator weiß dem Pfarrer in Lehr und Leben nichts auszusetzen, wie wohl er in seiner Predigt nicht sonderlichen applausum findet, ist er doch mit ihm wohl zufrieden.“

Fragen wir nach dem Alter der Pastoren. Sowohl Überalterung, wie zu große Jugend können den Wert des Pfarrerstandes herabsetzen. Von 4 Pastoren bemerken die Visitatoren, daß sie wegen Alters an der Grenze der Leistungsfähigkeit sind oder sie schon überschritten haben. Einer ist über 80 Jahre, 2 andere in den 70ern, aber sie haben zur Aushilfe schon Substituten, ein vierter klagt selbst, daß er schon zu alt sei. Da wegen zu großer Jugend

die Visitatoren keine Bemerkung machen, brauchen wir es wohl auch nicht. Ordinationen vor 25 Jahren waren aber damals häufiger als heute. Wir ziehen heute mit Recht die Altersgrenze nach unten enger, entgegen der Zeitströmung, die sie z. B. für politische Rechte möglichst herabsetzt.

Und nun möchte ich das, was die Visitatoren an Tadelswerten erwähnen, unter folgenden Stichworten zusammenstellen und Sie dies selbst übersehen lassen:

- I.) Tadel über das Äußere (Kleidung, Frisur etc., Citelkeit oder Unsauberkeit darin).
- II.) Tadel wegen zu geringer Gaben.
- III.) Tadel betreffend die Vorbildung, Weiterbildung, Bibliothek, Predigt, Katechismuslehre, Kirchenzucht, Registerführung.
- IV.) Tadel betreffend unbescheidene Gehaltsforderungen.
- V.) Tadel betreffend Unverträglichkeit mit Amtsbrüdern, Lehrern, Patronat oder Gemeinde.
- VI.) Tadel betreffend Trunksucht oder Unzucht.
- VII.) Tadel betreffend die Familie des Pastors.

Zu I (Äußeres)

1. Vom Nikolstädter heißt es: „ein milzächtiger Mann, gutten Namens und schönen studiis, trägt lange s Haar, sonst geistlichen Habits, hat noch seine Bücher.“

2. Auch der Haysnauer Diakonus „geht in langen Haaren“, ohne daß gute Studien und eine gute Bibliothek als Ausgleich da zu sein scheinen.

Das sind also nur zwei und die Tadel von nicht allzu schwerer Art und zum Teil mit Lob gemischt.

Zu II (Gaben)

1. Vom Rothkircher heißt es: „sein Habit ist wohl geistig und ohne Tadel, er auch ehrbar und bescheiden aber blöde (schüchtern) und erschrocken.“ Es handelt sich also um einen schüchternen Menschen, dessen sonstige Gaben ausreichen, der aber in jener Zeit, die harte Männer erforderte, wohl selbst manches zu leiden hatte und manche Aufgaben der Kirche nicht mit der nötigen Energie durchzusetzen wußte. Er erhält übrigens von seinem Collator sonst Lob.

2. Der Roiskauer hingegen ist „ein Mann von mäßiger Crudition“. Aber auch von ihm heißt es dann sofort weiter: „guten moribus, sittsamen Reden, hat seine autores, die er fleißig liest, hält gute Register, steht mit der Herrschaft gut“.

3. Auch beim Jenkauer finden wir Tadel, aber daneben Lob: „seine Crudition mäßig, scheineth ein ehrbarer

Mann zu sein von bescheidenen, wohlbedachten Reden, seine Bibliothek select und also gute autores, wie er sagt, seine täglichen exercitia, sonst giebt's schlechte Register hier (s. III, 5), doch guter Intention und geistlichen Wandels."

4. Der **K a u f e r** ist ein Mann „geistlichen Habits, aber weltlichen Humors“. Doch auch er „zeigt conceptus auf eckliche Jahre, vermeinet auch beide Kirchen (das Filial) also vergnüglich zu versorgen, maßen ihm Herrschaften und Unterthanen guttes Lob geben“.

1. Des **Rothkirchers** Bibliothek „ist geringe, ihme auch nicht alles bekannt“. „Der Kollator klagt, daß er sich in seinen Predigten oft wiederhole, ferner, daß er die Deliquenten nicht knien lasse“. Man darf fragen, ob das letztere Mangel an Mut war (vergl. oben „blöde“), oder ob er zu der Richtung gehörte, die die Kirchenzucht als zu hart zu mildern sucht.

Zu III (Vorbildung, Weiterbildung zc.)

2. Der **Neudorfer** „beginnt seine Gottesdienste zu spät“. Der Pastor selbst entschuldigt sich damit, „daß er auf die Fremden, d. h. auf die Glaubensbrüder aus den ihrer Kirchen beraubten Gebieten wartet“. Ist das sein Grund gewesen, und nicht Unpünktlichkeit, so scheint es mir ein gewiß berechtigter Grund. Eigenartig ist, daß diese Glaubensgenossen in den Visitationsakten immer „die Fremden“ heißen. Der Ausdruck ist doch bezeichnend, wenn unsern Vorfahren damit auch nicht glaubensbrüderliche Hilfsbereitschaft abgesprochen werden soll. Für die **Piegnitzer** war eben damals Sagan, Glogau „Ausland“.

3. über den **Großtinzler** ergeht die Klage, „daß er 1.) ungeschickte Sachen im Beichtstuhl frage, 2.) lasse die studiosos predigen, 3.) er lasse selbständig bauen“. Nach Beschwerde 2.) scheint es sich also nicht um einen gewissenhaften Pietisten zu handeln, der in der Beichte auf Heiligung dringt, sondern um einen neugierigen, vielleicht das sexuelle Gebiet mehr als nötig streifenden Frager. Der 3. Punkt betont gewiß eine Überschreitung der Befugnisse, aber Amtsbrüder, die manchmal um Kleinigkeiten jahrelang kämpfen müssen, werden den Amtsbruder von 1674 etwas verstehen.

4. Der **Großbaudißer** erteilte keine Einzelabsolution. Er selbst entschuldigt es mit dem „confluxus der Fremden“.

5. Der **Jenkauer** „führt schlechte Register“. Sein Vorgänger hat die kirchlichen Handlungen nur auf „Skarteken“, Zettel oder kleine Hefte „geschmieret“. Er hat dies

noch nicht in ordnungsmäßige Kirchenbücher nachgetragen und wird dazu angewiesen.

6. Der Graenowitzer ist „ein Mann von vielen Kindern, wenig Büchern“. Sein Sohn ist katholisch. Die Visitatoren erkennen selbst an, daß seine Stelle schlecht ist und er darum den Sohn nicht genügend unterstützen konnte, sodaß dieser sich durch materielle Unterstützung herüberziehen ließ (vergl. Johann Heermann).

7. Der Großlaessowitzer ist „wie alt, so krank, einer geringe Bibliothek und moderatae eruditionis“.

8. Der Heidauer hat ebenfalls „eine geringe Bibliothek“. Er ist arm, also offenbar noch ärmer als die andern seiner Zeit. Auch er erhält sonst Lob: „Ist nicht von vielen Worten, scheint das Seine wohl studiert zu haben.“

9. Der Tentscheler gab „ratione studiorum an: Binchii melleficium, der ein bloßer Bachantentröster und Postillenreuther ist.“

10. Beim Alzenauer „steht die Bibliothek in der Sakristei, unbewußt aus was für Ursachen, das musaeum ist ledig.“ Also ist der Grund nicht Baufälligkeit des Pfarrhauses. Mit der Theologie scheint er abgeschlossen zu haben.

11. In Lüben hat der Pastor und Senior „einen geringen Vorrat an Büchern“. Im übrigen aber „hat er das Lob als ein treuer Seelsorger bei der ganzen Stadt, auch bei seinen Kollegen das Lob gutter Vertraulichkeit.“

Es war richtig, daß die Visitatoren auf die Bibliothek sahen und auf die theologische Weiterbildung drangen, aber sie notieren doch auch Lob, wo diese offenbar zu fehlen scheint.

12. Vom Großrindersdorfer berichten sie: „seiner Erudition wegen konnten wir nichts schließen, sahen auch kein Buch, hielt sich an der Kleidung reinlich, aber armselig, greift auch selbst zur Ackerarbeit, verrichtet das Siedeschneiden selbst.“ Er ist so arm, daß er sich keinen Knecht halten kann. — Die katholischen Visitatoren sorgen, wo ein Pfarrer selbst Siede schneiden muß, also Knechtsarbeit tut, für Abhilfe von Seiten der Gemeinde. Es ging gegen die Standesehre. — Die Visitatoren erkennen an, daß die Stelle ein geringes Einkommen hatte. Aber auch über ihn hören wir neben dem Tadel Lob. Er besucht, revidiert „wöchentlich die Schule“. Ebenso loben ihn die Gemeindeglieder: „Gingepfarrten wußten ihm nichts auszusetzen, sondern gaben ihm alle gutes Zeugnis.“

13. In Großkriechen ist „das musaeum in der Badestube“, da der Bau sehr alt war. Hier wird also der Pastor entschuldigt. Weniger entschuldigbar ist, daß er den Patron

nicht zur Prüfung der Rechnungen zuzieht, auch wenn er selbst sich damit entschuldigt, daß die vorige Herrschaft es von ihm nicht gefordert habe.

14. Bei dem *Petischendorfer* (vergl. 1654) „scheinet es überall schlecht bestellet zu sein“.

15. Der *Dittersbacher* gibt sich selbst das heilige Abendmahl.

16. Der *Perchenborner* predigt, da er alt ist, „sehr unvernünftig“.

17. Der *Schönborner* „ist ein homo de simplici et studiis non adeo profundis. Dem die Wirtschaft nicht gelungen, auch sich niemals wohl hat drein schicken können.“

18. Der *Kroitscher* „ist allzugut oder, wie wir be- funden, allzu gelinde, blöde, furchtsam, dawider wir ihn aber gestärket, welches er auch mit Dank angenommen.“ Er erhält sonst Lob.

19. Der *Langenwaldauer* ist 80 Jahr, jedoch ist ein Substitut da, sodaß die Gemeinde und der Patron keine Klagen haben.

1. Der *Waldauer* fordert nach Ansicht der Ge- meinde zuviel bei Taufen. Er beruft sich darauf, daß es die *antecessores* ebenso gehalten habe. Die *Visitatoren* tref- fen, da sich das offenbar als richtig erweist, keine Änderungen.

Zu IV (Un-
bescheidene Ge-
haltsforderung)

2. Der von *Dyas* fordert bei Begräbnissen, wenn die Leiche in die Kirche getragen wird, einen Taler besonders. Auch diese Forderung bleibt aufrecht erhalten und zwar auf Grund des Zeugnisses des Vorgängers, des jetzigen Seniors von *Mertschütz*, der bezeugt, daß es auch unter ihm so war und es sich um ein altes Herkommen handelt.

3. Der *Lübener* Senior „verlanget zuviel für das Trauertüchel“ (Bahrtuch). Auch er verweist auf ein altes Herkommen. Offenbar ließen sich hier „Unbezechte“, d. h. solche, die keiner Zechen (Gilde) angehörten — diese hatten ihre eigenen Trauertücher —, die Tücher von den Zechen geben, wodurch der Pfarrer oder die Kirche, die auch ihre Tücher hatten, geschädigt wurden. Er erklärt sich zum frei- willigen Verzicht auf den Anspruch, er müsse bei Unbezech- ten das Tuch geben, bereit. Ausgeschlossen sollen nur die sein, die in gar keiner Beziehung zu den Zechen stehen.

Wir sehen:

Es handelt sich hier fast regelmäßig um Kleinigkeiten, die noch dazu meist abgewiesen werden. Von einem über- teuern der Gemeinde und einem Ausbeuten im großen kann keine Rede sein.

Zu V (Unver-
träglichkeit)

1. In Liegnitz hat es an St. Johannis früher zwischen Primarius und Diaconus Streit gegeben, wobei nicht gesagt wird, wer die Schuld hatte. Aber nun herrscht zwischen beiden wieder Frieden.

2. In Panthenau „haben Pastor und collatores bisher in großem Unwillen zusammengelebt“. Die Klage ist bei der Fürstlichen Regierung anhängig gemacht. In solche schwebende Verfahren griffen die Visitatoren mit Recht nicht ein. Wir wissen hier nicht, wie die Entscheidung fiel. Hier und da hören wir von Rechtsstreitigkeiten, die der Pastor in aller persönlichen Friedfertigkeit als Vertreter der Gemeinde gegen den Patron in seinem oder der Gemeinde Interesse zu führen hatte. Diese Fälle gehören nicht hierher.

3. Der Seebnitzer „ist ein beherzter Mann von gutten Mitteln (er und der Bienowitzer die einzigen Vermögenden), auch teils gutten Büchern, dem die Herrschaften zwar gewogen sind, nicht aber die Gemeinde allerdinge.“

4. Über den Lerchenborner Substitutus heißt es: „des Herrn substitutus aber (wegen), ob zwar des Amtes halb keine Beschwerde vorfiel, sondern vielmehr gestanden ward, daß er in demselben fleißig wäre und den Gottesdienst zur rechten Zeit anstellte, so ward doch wider ihn sowohl von dem Herrn Collatori, als auch von seiner Liebsten (d. h. der Frau des Collators) vielfältig und sehr erbittertes Klagen. Sie beschwerten sich, daß sie auf der Kanzel ohne Ursache so angegriffen und von ihm beschrieben würden, als wenn sie die ärgsten Sünder wären. Das Gesinde laufe weinend aus dem Gottesdienste heraus, daß es der Herrschaft sollte so schlecht gehen.“ Er hat ihnen vorgeworfen, „sie entheiligten das Engelfest“ (die Herrschaft gibt an, sie habe nach einem Sturm Obst auflesen lassen), „sie seien unbarmherzig gegen die Kranken.“

Der Substitut selbst leugnet einen Teil des ihm vorgeworfenen, anderen gibt er eine andere Darstellung. Es findet eine Versöhnung, ein Friedensmahl, auch eine Gehaltsaufbesserung statt.

Die Visitatoren nennen ihn: „literatus, morosus, obstinatus“. Das Gemeindeurteil lautet: „Die Gemeinde hat . . . keine einzige Beschwerde, sondern wären sehr wohl mit ihm zufrieden.“ War er ein Eiferer, der die sozialen Forderungen des Gesindes mit besonderem Ernst vertrat? Aber dagegen spricht, daß das Gesinde selbst weinend aus der Kirche läuft, als er gegen die Herrschaft predigt. Jedenfalls war er nicht ohne Schuld, aber er scheint nicht unver-

söhulich und unbelehrbar und auch die Herrschaft scheint Grund zum Entgegenkommen gehabt zu haben.

1. Vom Großlaessowitzer heißt es: „wegen des Pfarrers unpriesterlichen Lebens, Gesellschaft, Kartenspiels wollte niemand heraus, auch die Gerichte nicht“. Man hat aber den Eindruck, daß, auch wenn jedermann schweigt, die Sache selbst, nach der die Visitatoren, ohne erst Klage von der Gemeinde abzuwarten, fragen, auf Wahrheit beruht und allgemein bekannt ist.

Zu VI (Trunksucht und Unzucht).

2. Der von Tentischel hat „ratione vitae nicht den besten Klang“.

3. Vom Seebnitzer lesen wir, „weil er aber beschuldigt worden, daß seine letzte Liebste (dritte Frau) eine Frühmutter sein würde, sich aber solches gar anders ausgewiesen, soll er seine Sache gegen die Verläumder urgieren und zur Endschast bringen“ (die Möglichkeit solchen Klatsches, der erst durch gerichtliches Vorgehen als Klatsch erwiesen werden muß, zeigt das Leben Knafs).

Die Großtinzler klagen, „daß seines Weibes Geschrei groß und ärgerlich sei wegen des Saufens und Umblaufens“. „Darüber Pastor als über ein schweres Hauskreuz selbst geklaget, könne es nicht ändern, doch habe es sich seit Oitern etwas besser mit ihr angelassen.“ Ferner klagen die Gemeindeglieder, „daß seine Töchter Hoffahrt treiben, hohe Bogen und Spitzen tragen“.

Zu VII (Familie des Pastors).

2. In Großlaessowitz war die Pfarrfrau vorher „ancilla“. „Sie kann sich ihres öffentlichen Trunkes, Tanzens und der vielen Gesellschaften nicht entheben.“

3. Der Alkenauer „hält schlechte Hauszucht, die Frau und die Kinder ziehen zu politisch auf“.

4. Bei dem Haynauer ist es nicht bloß so, daß er selbst „in langen Haaren geht“, sondern auch „die Seinen ziehen weltlich genug auf“.

Wir sind am Schluß der Darstellung der Getadelten und der Arten des Tadel's. Ich habe die Akten selbst reichlich sprechen lassen, nur hier und da einiges zur Beurteilung des einzelnen Falles angeführt. Ein dreifaches möchte ich, nachdem durch diese Übersicht eine Urteilsbildung über die zur Debatte stehende Frage möglich ist, hervorheben.

1. Zählen wir die Fälle einfach zusammen, so ergibt sich, daß über 39 Pastoren ein Tadel ausgesprochen wird. In Wirklichkeit sind es weniger. Es ist nicht so zu zählen:

Rubrik I.	2
" II.	4
" III.	19
" IV.	3
" V.	4
" VI.	3
" VII.	4
Summa:	39

Die Zahl der Getadelten ist wesentlich kleiner, freilich so, daß eben über manchen nicht bloß ein Tadel ausgesprochen wird, sondern mehrere, wie z. B. über den zuletzt angeführten Haynauer. Der Rothkircher kehrt unter Rubrik I. und III. wieder, der Seebnitzer unter V. und VI. usw. So sind es in Wirklichkeit nur 28 Pastoren, die einen Tadel erhalten. Von diesen Tadeln werden 2 zurückgewiesen (IV, 1 u. 2). In einem Falle bleibt es unentschieden, wer die Schuld trägt (V, 1). Lasse ich diesen Fall aber auf dem Schuldkonto des Pastors stehen, so erniedrigt sich die Zahl um weitere 2 auf 26.

2. Von den Tadeln, die bestehen bleiben, sind einige von nicht allzu schwerer Art, z. B. der Tadel zu leiser Predigt oder der Rücksicht auf „die Fremden“. (Ist das nicht eher ein Lob?) Ich rechne hierher II, 1, III, 2, 4, 6, 8, 11, 12, 13, 15, 16, 18, 19, V, 1. Andere sind von mittelschwerer Art, ein dritter Teil endlich so, daß man sie als schwerwiegend bezeichnen muß.

3. Weise ich noch darauf hin, daß bei manchem der Getadelten ein Lob steht, und zwar nicht bloß ein Eigenlob, ich zähle 6.

Wir erhalten also ein Bild eines Pfarrerstandes, in dem von 86 Pastoren 26 = 32,5 % getadelt werden, wobei ich bemerke, daß wir bei allen diesen Berechnungen mit einem einfachen Zählen der Sachen nicht ganz gerecht werden, wir müssen wägen.

Darf ich hier noch einmal betonen: Ich wollte nicht beweisen, daß es sich bei dem damaligen Pastorengeschlechte um ein besonders hervorragendes handelt. Wie unser letzter Krieg es mit sich brachte, daß unser Schuhmaterial, unsere Kleider, wir selbst schlechter wurden, so war dies auch damals mit dem Menschenmaterial nach dem viel längeren Kriege. Aber die gegenteilige Behauptung wollte ich widerlegen, daß das damalige Pastoren- und Lehrgeschlecht in seiner übergroßen Zahl minderwertig gewesen sei.

Diese Behauptung ist ja nun schon mit dem bisherigen, in dem ich zeigte, daß nur noch nicht $\frac{1}{2}$ der Pastoren vom Tadel getroffen wird, zum Teil von nicht allzu schweren, zum Teil vom Tadel, der mit Lob gemischt ist, widerlegt.

Aber ich möchte noch einen Schritt weiter gehen: Ein völlig richtiges Bild von dem damaligen Pastoren- und Lehrgeschlecht gewinnen wir erst, wenn wir neben den Tadel das Lob stellen.

Denn nicht allzu ausführlich möchte ich auf die Gravamina, die die Pastoren und Lehrer selbst vorbringen, als sie über die Patrone, Gemeinden usw. gefragt wurden, eingehen. Doch will ich einiges anführen. Es wird genügen, um zu zeigen, daß es nicht so steht, wie es das Schlußprotokoll angibt, „daß es dem damaligen Geschlecht an theologischem Eifer mangelte, daß es niemand erzürnen wollte“ (weder Patron noch Gemeinde), daß es „fahrlässig im Amte war“. Amtseifer sehen wir selbst bei solchen, die getadelt werden. Z. B. richtet der wegen schlechter Führung der Kirchenbücher getadelte J e n k a u e r wöchentlich einen Gottesdienst für die Fremden ein. Freilich mag es manchmal ein Eifer im Unverstand gewesen sein (vergl. Rubrik V., der Substitut von Verchenborn). Der milzfüchtige Pastor von N i k o l s t a d t muß doch manchmal gegen die Trunksucht von der Kanzel gewettert haben, wenn er dann berichten kann: „daß die vollen Zapfen ihm mit Steinen ans Tor werfen“. Freilich reizte es bei solchen Eiferern, daß es ihnen in diesem oder jenem Stück selbst fehlte (er trug langes Haar, war also nach den Anschauungen der damaligen Zeit eitel). Ich möchte also Gravamina von denen anführen, die selbst Lob bekommen, und zwar nicht bloß von den Visitatoren, sondern auch von Patronat und Gemeinde. Diese sind über den Verdacht erhaben, als ob sie nur Eifer im Augenblick der Visitation und im Klagen gehabt hätten, oder daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushacken wollte.

Der H o c h k i r c h e r, dem also die Gemeinde wünschet, „daß er lange lebet“, klagt, daß sich wenig bei der Katechismuslehre einfänden. (Die immer wiederkehrende Klage, wobei wir zu bedenken haben, daß es sich nicht um einen Kindergottesdienst handelt, sondern um Weiterbildung der Konfirmierten, ja oft forderte man von den Alten, daß sie antworten sollten — vergl. das Befragen der Alten bei Generalkirchenvisitationen —.) Derselbe klagt weiter, „es finden Zusammenkünfte im Kretscham statt, da in die tiefe

Nacht gefossen, gespielt, getanzt, geschrien würde, und wollte seine Abmahnung nichts helfen. Es würde oft unter den Gottesdiensten Bier und Brandwein geschenkt....“ „Es gibt Gotteslästerung und Fluchen, Umblauen der Knechte und Mägde, Rockengänge, Nachttänze, Würfel und Kartenspiele. Fressen und Saufen nehmen überhand. Die Hausarmen werden wenig versorgt. Bei Gevatteressen und Hochzeiten Übermaß an üppigkeit usw.“ (Diese Klagen fehren auch immer wieder.)

Der Seifersdorfer verlangt ein besseres Schulhaus. „Pastor beschweret sich, daß das Schreiberhaus sehr klein und kaum 20 Schüler darinnen Raum hätten, dannhero es zu erweitern von Nöten.“ Bei manchen Kirchenpatronen mag der Pastor mit solchen Forderungen, die an den Geldbeutel des Kirchenpatrons griffen, in Gegensatz zum Kirchenpatron gekommen sein. Er scheute also die Feindschaft nicht, ebensowenig wie die, die gegen die Laster der Gemeinde eiferten, die Feindschaft der Gemeinde scheuten.

Nur noch einige Zeugnisse von der genauen Kenntnis der einzelnen Persönlichkeiten und besonderer Vorkommnisse.

Der Neudorfer, ebenfalls ein Mann mit gutem Zeugnis, berichtet, daß „George Groffer, der ein Stück Geld verloren, deswegen seinen Sohn, einen Bauer zu Rosenau, ins Gebirge zu einem Spiegelseher geschickt habe.“

Der Großtinzler berichtet, daß „zwar in seiner Kirchfahrt keine Wahrsager und Tagewähler, gleichwohl aber dem Schmiede zu Buchwald (also einem Mann außerhalb der Gemeinde) die Leute häufig nachliefen, der ein Tagewähler wäre.“

Der Jenkau er berichtet, „daß der Scholz Hans Hübner, „als er ihn wegen seines Weibes Hoffahrt anredet, zwar geweinet, sein Weib aber trotziglich aus der Kirche blieben, und da er gefordert, nicht erschienen,“ worauf der Kirchvater „bezeuget, daß er (der Scholz) wider den Herrn Pfarrer nichts habe. Was er geredet — (er hat sich also über den Pfarrer unwillig geäußert) — wäre nicht böse gemeinet.“ Es kommt dann offenbar noch während der Anwesenheit der Visitatoren zu einer Aussprache und Versöhnung, in der der Scholz zugibt, „seine Frau wäre jung von Breslau, hätte noch etwas Breslauerische Kleidung, die sie nicht wegwerfen könne, würde sie die Hoffahrt ohne dies zu Jenkau (bei der Landarbeit) wohl vergehen.“

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß es dem damaligen Pastorengeschlecht doch nicht an Mut und Amtseifer fehlte.

Ich wende mich zum letzten, zur Darstellung des Lobes über die Pastoren. Ich werde auch hier möglichst wörtlich zitieren, um eine eigene Urteilsbildung zu ermöglichen.

Von dem Liegnitzer Primarius an St. Johannes, bei dem also ein früherer Streit erwähnt wurde, heißt es: „Im übrigen hat weder der Fürstliche Stiftsverwalter noch auch die Geistlichen einige Beschwerde über ihn geführt.“

über den Waldauer berichten die Visitatoren: „sein Habit ist geistlich und rein, die Reden zeugen von einem aufrichtigen Gemüte, die Bibliothek ist instruct und in seinen collectaneis wohl registriert. Seine Kirchenregister überall richtig und in seiner Amtsverrichtung mühsam und treu erfunden, hat auch von Herrschaft und Gemeinde guttes Lob, maßen er es hinwiederum ihnen giebt und rühmet, daß er außer den Amtspredigten allemal an 300 Katechismuszuhörer und in 150 Katechismuschüler habe, weiß auch von keinem Unwillen weder von Herrschaft noch von Unterthanen.“

Der Hochkircher „ist ein gelehrter, frommer und fleißiger Mann, wider welchen weder Herrschaft noch Unterthanen etwas einzuwenden wissen, wünschen, daß er lange lebe.“

Des Neudorfer Predigten-Methodus ist: „Heilige Seelenarbeit nach dem Verstande und dem Willen.“ Offenbar sehen die Visitatoren diese Predigtmethode, die ein Jahresthema hat, als ein Zeichen von fleißiger Predigtarbeit an.

Der Ronyer „ist ein junger hurtiger Gelehrter und beredter Mann, eines geistlichen Habits und Wandels, exercieret sich in controversariis fleißig secundum ductum collegii didactico - polemico - casuistici Herrn D. Strauchii, gewesenenen Professors zu Wittenberg, hat auch eine feine instructe Bibliothek.“

Der Großbaudizer „ist ein frommer ehrbarer Mann, der das sein wohl studiert hat ... eines gutten Wandels, friedsam und nicht familiär mit Herrschaft und Unterthanen.“ Auch sein Methodus wird angegeben: „Gottes wunderbare Güte und des Christen dankbares Gemüte.“

Der Mertschützer, der Sohn eines der Visitatoren, erhält, „da der Vater allzunaher interessieret“, kein besonde-

res Lob, aber man hat den Eindruck, daß er es verdient. Er „hält doctrinam catecheticeam pro summo necessario seines Amtes“.

Ähnliche Äußerungen des Lobes hören wir im ganzen über 43 Pastoren. Das sind genau 50 %; rechne ich die ab, bei denen Lob und Tadel gemischt ist, immerhin noch 47 %. Hierbei sei bemerkt, daß von Goldberg ab die Visitatoren sich z. T. viel kürzer fassen, vielfach sind, meist bei den Lehrern (bei 25), aber auch bei 5 Pastoren nur die Namen, Studienorte, Einkünfte genannt, aber kein Urteil der Visitatoren oder Patrone oder Gemeinden. Würden die Protokolle hier ebenso ausführlich sein, so würden wir gewiß noch über manchen Lob oder Tadel hören, und zwar wohl entsprechend den berechneten Prozentsätzen.

Hören wir zum Schluß noch einige von besonders schönen Zeugnissen:

In Brauchitschdorf heißt es bei dem Vater Benjamin Schmolsk, Martin Schmolde: „Seine conceptus und Jahrgänge waren richtig in seinem musaeo zusammen bei einander auf einem Tische gefunden, so viel Jahre er hier gewesen, ein feiner, stiller, bescheidener, gelehrter und fleißiger Mann.“

In Lüben hören die Visitatoren: „Auf Befragen des Rates setzten sie ihnen allerdings nichts aus, sondern dankten Gott für derselben gutte Anführung aus Gottes Wort, mit dem Wunsche, daß sie bis an ihr Ende dabei möchten erhalten bleiben.“

Von Braunau lesen wir: „Die Herrschaft zeuget dem Herrn Pfarrer allhier, daß er sich in seinem Lehramt und ganzen Wandel also verhalte, daß sie Gott danke, daß er ihnen einen solchen Menschen habe zugewendet.“

Der Schwarzauner ist „ein gelehrtes subjectum, der hebräischen und griechischen Sprache wohl kundig, hat seine naturalia, ist laboriosus und expeditus, vor jeglichem auditorio zu predigen.“

Dem Gugelwitzer „weiß Herr Collator nichts anderes als liebes und guttes nachzureden, lobt seine Predigten, seinen Fleiß, und gutte Unterrichtung bei der Katechismuslehre, und die Gemeinde giebt ihm ein gleiches Lob.“

Die Rüsterner Gemeinde „redete ihrem Herrn Pfarrer alles gutte nach mit dem herzlichen Wunsche, daß sie seiner Lehre lange Zeit und Jahre möchten in Ruhe und Frieden genießen.“

Klingt nicht aus solchen Worten eine Anhänglichkeit, die die Gelegenheit der Visitation einmal benützt, um dem Pastor die Liebe der Gemeinde auszusprechen? Klingt nicht daraus die Sorge, solche Männer könnten einer kleinen Dorfgemeinde in einen größeren Wirkungskreis weggeholt werden?

Und schließlich als letztes Zitat — nebenbei gesagt das letzte in den Visitationsakten — das Zeugnis von Mühlrädliß, wo der Patron „sich glücklich achtet, daß er einen frommen, treuen, fleißigen Seelsorger an ihm habe, der sein Amt wohl und unverdroffen ausrichte, welchen er liebe und ehre und keinen Mangel weder an seiner Lehr noch Leben ihm auszusetzen habe. Hält ihn vor einen Ausbund eines exemplarischen Predigers.“

Wir sind am Schluß: Ich wollte, das sei noch einmal ausdrücklich gesagt, nicht beweisen, daß das damalige Pastoren- und Lehrgeschlecht ein ganz besonders hervorragendes gewesen wäre. Auch ein solches Bild wäre ein Zerrbild. Obwohl ich zum mindesten die Frage wage: Würden wir diese Zeit, in die unsere Vorfahren gestellt waren, so tapfer durchgemacht haben, wie sie?

Nein, nicht jeder war ein Ausbund eines exemplarischen Predigers oder Lehrers. Aber den Vorwurf, als ob wir es mit einem minderwertigen Pastoren- und Lehrgeschlecht zu tun hätten, den wollte ich widerlegen, und den glaube ich auf Grund der Einzelangaben der Akten widerlegt zu haben, selbst wenn das zusammenfassende Schlußurteil der Visitatoren etwas dunklere Züge zeichnet, wie wir Pastoren ja leider oft verallgemeinern, und ich hoffe erreicht zu haben, daß, wenn einmal die schlesische Kirchengeschichte geschrieben wird, das Blatt, das von unsern Vorfahren im Amt handelt, ein etwas gerechteres Bild von ihnen entwirft.

Und gestatten Sie in aller Kürze noch einen Blick auf die katholischen Visitationen, die in jener Zeit stattfanden, und einen Vergleich mit den Geistlichen der katholischen Kirche. Solche Vergleiche lehren uns doch die rechten Maßstäbe:

Wir finden da unter 119 neben solchen, die Lob erhalten, z. T. ein uns zweifelhaftes Lob, weil es sich auf ihre gegenreformatorische Arbeit bezieht, neben anderen offenbar unbedingt achtungswerten Gestalten, nicht weniger als 2 Konfubinarier, 2 Trinker, 1, der als „faul“, 6 andere, die als Männer bezeichnet werden, die „ungeistlich“, „mit

einem leichten Gewissen behaftet“ sind, 2 Streitsüchtige, 3 Geizige, die mehr an sich als an ihr Amt denken, davon einer so, daß er sich vor der Kommission entfernt, einer von ihnen setzt nicht einmal den Visitatoren etwas zum Abendbrot vor. Ich glaube, verglichen mit diesen, schneidet unsre Kirche nicht schlecht ab. Nein, wir werden es denken dürfen, daß die damalige Kirche neben einigen dunklen Gestalten im Pfarrer- und Lehrerstande doch eine weit größere Zahl von helleren Gestalten hat. So, wie es Mazke schildert, war das Geschlecht nicht, das unsern Gemeinden über den dreißigjährigen Krieg mit hinweg geholt hat, sie aus der Not der Nachkriegszeit herauszuführen half, und das damals — 1675 starb der letzte evangelische Pfast Georg Wilhelm — einer neuen schweren Zeit entgegen ging.

Lassen Sie mich mit einer Bitte und einem Wunsch schließen: Mit der Bitte, daß wir das eigene Nest nicht mehr beschmutzen, als nötig ist, bei aller Wahrhaftigkeit, die wir brauchen, wenn wir Geschichte treiben und anwenden wollen. Überlassen wir das Entwerfen von Zerrbildern unserer Kirche und ihrer Gestalten, der kleinen und der großen, Männern vom Schlage Janssens und Denifles. Und auch frommer Eifer soll uns den Blick nicht trüben.

Und ich füge den Wunsch hinzu: daß, wenn auch der Mann von uns gegangen ist, dessen Liebe dem kirchlichen Lehrstande galt, der ihn religiös und darum auch theologisch auf der Höhe wissen wollte, die dieser Stand um der Kirche willen haben sollte, wir weiter daran arbeiten, daß wir einen solchen Lehrstand bilden, der unserer Kirche in dieser schweren Zeit etwas ist, und von dem es unsere Gemeinden darum wünschen, „daß er lange lebe“.

P. Meyer = Fleß.